

---

# Schuld benennen: Ja! – Verurteilen: Nein!

Ein Zwischenruf zur Aufarbeitung  
der Geschichte in der DDR<sup>1</sup>

Johannes Rosemann

---

## 1. Die Aufarbeitung der Geschichte ist notwendig

Auf dem Bundesrat 1997 in Hamburg ergab sich, ausgehend von Veröffentlichungen zur Stasimitarbeit von Herbert Kautz und anderen<sup>2</sup>, anlässlich des Präsidentenberichtes eine kontroverse Diskussion zur Aufarbeitung der Geschichte unseres Bundes in der DDR. Im Präsidentenbericht hieß es dazu: »Unser Bund strebt die Aufarbeitung seiner Geschichte in der ehemaligen DDR an. Er hat dabei nichts zu vertuschen. Unsere Maxime dabei: »Wer die Vergangenheit vergißt, ist verurteilt, sie zu wiederholen.«<sup>3</sup>

Ich kann diesem Vorhaben als einer, der in der ehemaligen DDR geboren und aufgewachsen ist, zum Glauben gefunden hat und sein Christsein trotz Benachteiligung zu leben versuchte, nur begrüßen. Aufarbeitung ja – auch noch nach sieben Jahren! Doch die Art und Weise, wie es teilweise geschieht, läßt mich zum Stift greifen. Nachdem die Wogen in Deutschland über die Stasiverstrickungen schon längere Zeit wieder ein wenig abgeebbt sind, schlagen sie – wie immer etwas verspätet – in unserem Bund hoch. Das Wort »Stasi« scheint uns noch eine längere Zeit zu begleiten.

Wie gehen wir als Christen damit um? Und wie gehen wir mit Menschen um, die jetzt als IM's aufgedeckt und bloßgestellt werden? Natürlich erschüttert mich die Aktenlage über Bruder Kautz. Wie kann Gerechtigkeit aussehen? Gibt es die überhaupt? Und wir Christen, sollten wir nicht auch da Gnade vor Recht ergehen lassen? Fragen über Fragen, die mich bewegen.

---

<sup>1</sup> Überarbeitete Fassung einer Stellungnahme, die unter dem Titel: »Zwischenruf zur Aufarbeitung der Geschichte« in Heft 25-26/97 der Zeitschrift »Die Gemeinde« nur in gekürzter Form erschienen ist.

<sup>2</sup> Vgl. A. Strübind, Kennwort: »Herbert aus Halle«. Ein Forschungsbericht über die Verbindungen zwischen Baptisten und dem Ministerium für Staatssicherheit in der DDR, ZThG 2 (1997), 164-201.

<sup>3</sup> Bericht des Präsidenten auf dem Bundesrat des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland 1997 in Hamburg (Drucksache Nr. 03), 6.

Dietrich Mendt, ehemaliger Superintendent in Zittau, schrieb in einem Zeitschriftenartikel folgendes: »Das Mißtrauen ist groß unter den Deutschen, die Atmosphäre ist vergiftet, die Stimmung ist schlecht. Viele haben gemeint, mit der Verabschiedung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes käme Klarheit und Gerechtigkeit in die Aufarbeitung unserer Vergangenheit. Diese Hoffnung hat sich zerschlagen. Die Lage ist schlimmer als je, die Wiedervereinigung der Deutschen ist in weite Ferne gerückt, wenn man darunter nicht nur den Fall der Grenzen versteht.«<sup>4</sup>

Dies darf für unseren gemeinsamen Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden nicht zutreffen! Deshalb brauchen wir einen Weg der Aufarbeitung, der am Ende weder Sieger noch Besiegte kennt. Einen Weg, der für alle zum Leben führt, für Versager und solche, – ja, gibt es denn Menschen, die nicht versagt hätten? Deshalb sollten wir auch keinem unsere Liebe und unser Mitgefühl versagen. Auch die Schwestern und Brüder in der alten Bundesrepublik haben Teil am Versagen – wie auch immer – selbst wenn sich herausstellen sollte, daß der Arm der Staatssicherheit nicht nach ihnen griff. Deshalb möchte ich den guten Vorsatz im Präsidentenbericht gern erweitert haben. Es geht nicht *nur* um die Aufarbeitung der Geschichte des ehemaligen DDR-Bundes. Es geht *auch* um die Aufarbeitung der Geschichte des ehemaligen BRD-Bundes! Nur, wenn wir uns dazu durchringen, unsere getrennte und gemeinsame Geschichte aufzuarbeiten, wird dies ein Weg, der nicht in eine getrennte Wüste, sondern in die gemeinsame Zukunft führt!

## 2. Aufarbeitung der Geschichte kann nicht nur aus den Akten geschehen

Wollen wir zu einem richtigen Verständnis unserer Geschichte kommen, dürfen wir nicht den Fehler begehen, Geschichte nur dadurch aufzuarbeiten, indem wir die Geschichten nachschreiben, die die Stasi geschrieben hat. Es muß auch unter uns gelten, was der heute sehr umstrittene Professor Lüdemann in einem Spiegelinterview sagte: »Wenn es um die Wahrheit geht, wird gewogen und nicht gezählt.«<sup>5</sup> Aber bisher, so hat es den Anschein, besteht die Aufarbeitung der Vergangenheit vor allem im Zählen von Akten und Namen.

Da wir immer noch so wenig voneinander wissen und darum oft einander nicht verstehen, brauchen wir Erlebnisberichte. Erst wenn wir einander so verstehen, daß wir gegenseitig auch begreifen können, wie wir und warum wir in unserer Lebenssituation so und nicht anders gehandelt haben, können wir unsere Geschichte wirklich aufarbeiten.

4 Die Zeichen der Zeit, Evangelische Zeitschrift für Mitarbeiter der Kirche 2/1996, 63.

5 »Das Credo abschaffen«, DER SPIEGEL 8 (1996), 66.

Ich möchte das gerne an meinen eigenen Erfahrungen zeigen:

Selbst das Schulsystem war ein Drucksystem. Nie durfte man frei und offen seine Meinung sagen. Meinungsfreiheit gab es nicht. Sogenannte Diskussionsbeiträge wurden schriftlich vorgefertigt und von zuständigen Personen »eingesehen«, damit ja nichts gesagt wurde, was gegen den Strich (die Linie der Partei) ging. So mußten die Menschen unter diesem permanenten Drucksystem begreifen, daß letztlich nicht Leistung, sondern Richtung zählte. Ich erinnere mich noch gut an markante Erlebnisse. Einige möchte ich exemplarisch berichten:

- Bei meiner Einschulung bekam ich zuerst den Aufnahmeantrag für die Pionierorganisation (die gesellschaftliche Massenorganisation in der DDR für Kinder) in die Hand gedrückt mit dem Hinweis, die Eltern sollen ihn unterschreiben. Wir Siebenjährigen wußten noch nicht, wo die Toilette in der Schule war, aber zu den Pionieren sollte schon jeder gehören. Von den 31 Schülern meiner Klasse war ich – soviel ich noch weiß – der einzige, der dieser Organisation nicht angehörte und demzufolge kein blaues Halstuch trug (Kleidungsstück der Pionierorganisation). Meine Eltern hatten für mich entschieden, aber diese Entscheidung mit mir durchgesprochen und von ihrem Glauben an Jesus Christus her begründet. In der dritten Klasse bekam ich Verstärkung: ein Pfarrerssohn kam dazu. Wir wurden ziemlich schnell Freunde. Obwohl er mit Abstand immer Klassenbester war, wurden ihm Auszeichnungen vorenthalten. Der Weg zur »Erweiterten Oberschule«, also zum Abitur, wurde ihm später trotz hervorragender Zeugnisse (Durchschnitt 1,0) verwehrt.

Da wir beide ein Instrument gelernt hatten und in unserer Freizeit viele Feiern mit unserem Streichquartett, zu dem wir gehörten, bereicherten, war es der Wunsch unseres Klassenlehrers, daß wir bei der Schulabschlußfeier spielen sollten. Dies wurde vom damaligen Direktor rigoros verboten, weil wir nicht zur »Freien-Deutschen-Jugend«, der Massenorganisation der Jugend in der DDR, dem Vorläufer der Partei, gehörten.

Später, als ich selbst Kinder hatte, die auch nicht »blau gekleidet« waren, wurden die Repressalien sogar noch größer. Meine älteste Tochter durfte nicht an einer Klassenausfahrt teilnehmen, nur weil sie nicht den Pionieren angehörte. Sie wurde für diese Woche in eine andere Klasse versetzt.

- Als Sechstklässler lud ich einmal meine Klassenlehrerin zu einer Evangelisation in unsere kleine Baptistengemeinde auf einem Hinterhof ein. Ich hatte zu ihr ein sehr gutes Verhältnis und nahm an, daß sie nicht zu den »Scharfmachern« gehörte (so nannten wir die Kommunisten, die Andersdenkende ständig agitierten). Nach längerem Überlegen sagte sie für einen Abend zu, und ich holte sie ab. Da es schon dunkel war, mußten wir keine Seitenstraßen nehmen, um der Gefahr zu entgehen, eventuell von einem ihrer Kollegen gesehen zu werden. Trotzdem konnte ich sehr deutlich ihre Angst spüren. Die Freude, daß ein Mensch, der auf der »anderen Seite« stand, einmal mit in meine Gemeinde kam, kann ich heute noch nachempfinden.

- Als Mitglieder des Jugendsinfonieorchesters, das zwei Mal hintereinander in einem Orchesterwettbewerb den nationalen Händel-Preis verliehen bekam und ein Konzert mit Live-Übertragung im Fernsehen geben durfte, sollten auch wir Christen das Blauhemd der Freien-deutschen-Jugend tragen. Als wir uns strikt weigerten, blieben unsere Stühle leer. Wir wurden für diese Konzerte aus dem Orchester ausgeschlossen.

- Da der Bildungsweg zum Abitur bekennenden Christen »normalerweise« verwehrt wurde, wollte ich Kraftfahrzeug-Mechaniker werden. Ich bewarb mich in einem großen volkseigenen Betrieb und wurde zum Gespräch vorgeladen. Mein Gesprächspartner war verwundert darüber, daß ich mit diesem Abschluß eine einfache Lehre beginnen wollte. Nach einem halbstündigen Gespräch versprach er mir, daß ich auf jeden Fall die Stelle bekommen würde. Zum Abschied an der Tür fragte er mich nebenbei, ob »gesellschaftlich alles stimme«. Ich erwiderte, daß ich kein Mitglied der FDJ sei, worauf er mir den Vertrag wieder aus der Hand nahm und mir zu verstehen gab, daß ich das eben geführte Gespräch vergessen könne. So bin ich dann Landwirt geworden.

- Als ich dann meinen »Ehrendienst« ableisten sollte und den Dienst mit der Waffe verweigerte, wurde ich Bausoldat. Das war eine einmalige Einrichtung in der Nationalen Volksarmee der DDR, die in den sozialistischen Staaten ihres Gleichen suchte. Menschen, die aus Gewissensgründen den Dienst mit der Waffe ablehnten, konnten Bausoldaten werden. Allerdings mußte, wer dieses Ziel erreichen wollte, ziemliche Standfestigkeit unter Beweis stellen. Mehrere Gespräche, die Verhören glichen, wurden mit mir auf öffentlichen Stellen geführt. In manchen »Gesprächen« wurde auch gedroht. Unter den Kollegen war man der Außenseiter, das schwarze Schaf, das den »Stand des Kollektivs« in Verruf brachte.

Wer das alles in Kauf nahm, erreichte das Ziel, aber selten sofort. Bausoldaten wurden fast immer erst kurz vor Vollendung des 27. Lebensjahres einberufen. Meist hatten sie schon Familie und Kinder. So wurden die 1½ Jahre oft besonders hart. Als Bausoldaten wurden wir in kleinen Gruppen in verschiedenen Objekten der NVA stationiert und waren Hausmädchen für alles. Wer zu den Bausoldaten ging, konnte ein eventuell geplantes Studium, z.B. ein Ingenieurstudium, bei dem das Abitur nicht unbedingt Voraussetzung war, »abschreiben«. Zum Studium wurde nur zugelassen, wer seinen Dienst in der Armee schon abgeleistet hatte. Bausoldaten hatten deshalb fast nie eine Chance.

Das sind nur wenige Situationen von vielen, die meinen Weg im Sozialismus geprägt haben. Im Rückblick fällt mir auf, daß ich nie sauer darüber war, ja, daß diese Benachteiligungen, das ständige Zurückstecken, immer gezwungenermaßen in der zweiten oder dritten Reihe stehen zu müssen, für mich zum Christsein gehörten wie das Salz in die Suppe. Der Atheismus war für mich kein Problem. Die Gemeinde war für mich der Ausgleich. Dort konnte ich mich entfalten, hier konnte jeder seine Gaben einbringen. Hier gehörten wir zusammen und hielten zusammen. Hier saßen wir eng zusammen mit Schulteranschluß und Tuchfühlung. Keiner wurde ausgegrenzt, denn alle gehörten irgendwie zu den Ausgegrenzten. Mit dem gesellschaftlichen Unfrieden unter der Oberfläche hatten wir leben gelernt.

So war auch die Trennung zur »Welt« für uns von Grund auf vorgegeben und wurde als selbstverständlich gelebt, auch wenn wir Christen dadurch teilweise ein Nieschendasein führten. Die klar gezogenen Grenzen vereinfachten das Christsein enorm und verschafften einen gewissen Schutzraum. Dies alles bedeutete aber nicht, daß wir gegen die »Welt« waren. Nein, wir entwickelten auch gesellschaftliches Verantwortungsge-

fühl, z.B. für die Schöpfung. Wir pflanzten als Gemeinde Bäume und übernahmen für mehrere Jahre die Pflege einer neu gepflanzten Waldfläche. Dieser Einsatz wurde nicht honoriert, aber doch sehr positiv von den zuständigen Funktionären gewürdigt.

In diesen vergangenen 45 Jahren haben wir nicht nur Böses, Bespitzelung und Benachteiligung erfahren. Wir erlebten auch intensivste Gemeinschaft. Wir haben gelebt, haben Feste gefeiert und oft auch feste gefeiert, haben gelacht und uns gefreut. Wir hatten Mangel und Engpässe. Aber wir hatten auch Erfolgserlebnisse, wenn wir trotz Gegenwind doch etwas zustande brachten. Wenn wir den letzten Wasserhahn ergatterten oder den in Eigenleistung rekonstruierten Keller als Jugendraum einweihen konnten, war das für uns eine Freude, auch wenn manches nach den neuen Standards anderen sehr kümmerlich erscheinen mag.

Gott hat uns viel Gutes getan. Nein, die 45 Jahre waren nicht die absolute Dunkelheit. Und jetzt leben wir nicht im absoluten Licht. Natürlich bin ich froh, daß wir das totalitäre atheistische System hinter uns haben, daß ich meine Meinung ohne Angst äußern kann, wirklich wählen darf usw. Trotzdem bleibe ich – trotz des bitteren Beigeschmacks, der sich einstellt, wenn man zurückdenkt – auch sehr dankbar für die zurückliegende Zeit, denn sie gehört zu meiner Geschichte und zur Geschichte meiner Kirche.

Viele meiner Brüder und Schwestern aus den alten Bundesländern sehen die Gemeindeggeschichte in der DDR als Geschichte des Gottesvolkes im Exil. Die DDR als Gefangenschaft, die man nur erleiden konnte und in der man, so gut es eben ging, zu »überwintern« versuchte. Doch wir wollten in unserer Situation den Auftrag des Propheten Jeremia ernst nehmen: »Suchet der Stadt Bestes« (Jer 29,7). Vielleicht meinen einige sogar, wir hätten den Auftrag zu ernst genommen.

Ich verstehe unsere Gemeindeggeschichte eher im Bild vom wandernden Gottesvolk. Das wandert durch die Zeiten, dem Ziel Gottes entgegen, durch immer neue Gebiete und Etappen der Geschichte und weiß, daß Gott es führt und leitet und es gebraucht. Dieser Weg hat immer seine Gefahren und auch sein *Versagen*. So war auch die sozialistische Gesellschaft eine Etappe auf dieser Wanderung, in der Gott uns brauchte und in der wir als Gemeindebund unsere Zelte aufschlagen mußten. Ein anderer Weg blieb uns nicht.

### 3. Die Aufarbeitung der Geschichte sollte nach Jesu Vorbild geschehen

Die bekannte Geschichte, die im Neuen Testament (Joh 8,1-11) von Jesus und der Ehebrecherin erzählt wird, setzt für mich Grundpfeiler, die auch bei der Aufarbeitung unserer Gemeindeggeschichte nicht verrückt werden sollten. Sie eröffnen einen gangbaren Weg, der weder Sieger noch Verlierer kennt. Diese Geschichte ist für mich eine Wegweisung beim Um-

gang mit unserer eigenen Geschichte und mit der schuldbeladenen Geschichte anderer.<sup>6</sup>

### 3.1. Schuld darf nicht bagatellisiert werden!

Das ist das erste, was auffällt. Natürlich geht die Geschichte für die Ehebrecherin gut aus, nämlich mit Vergebung. Trotzdem wird die Straftat der Frau, der Ehebruch, nicht bagatellisiert. Er wird von Jesus nicht als Kavaliersdelikt betrachtet.

Unsere Vergebungsbereitschaft ist oft mit einer Bagatellisierung gekoppelt. »Mach dir nur nicht gleich ins Hemd. Wegen solch einer Bagatelle so ein Aufriß. Das tun doch heute alle, fremdgehen. Was ist schon dabei. Stasi? Ist doch längst vorbei; Geschichte. Die soll'n doch die alten Geschichten endlich ruhen lassen. Schwamm drüber.« So ähnlich höre ich es heute immer wieder. Bei Jesus gibt es dieses »Schwamm drüber« nicht. Jesus wendet sich hier nicht gegen die gesetzlich festgelegte Strafe »Steinigung«. Nein, Jesus gibt Mose bedingungslos recht, wenn er den Ehebruch verurteilt und rigoros unter Todesstrafe stellt. Er nimmt damit das Leben der Frau todernst.

Wird nicht gegenwärtig viel Schwarz-weiß-Malerei betrieben? Wendet sich z.B. einer gegen die mögliche Akteneinsicht, wird ihm sofort vorgeworfen, er wolle alles vertuschen. »Nun soll wohl alles vergeben und vergessen werden.« Aber wir wissen: Vergeben und Vergessen allein kann nicht helfen! Wer das als christlichen Slogan proklamiert, muß sich fragen lassen, aus welcher Bibel er diese Weisheit hat. Ohne Aufdeckung der Schuld, ohne Bekenntnis zur Schuld ist kein Neuanfang möglich! Zumindest kein sehr chancenreicher Neuanfang! Das zeigt uns die Bibel auf Schritt und Tritt. Deshalb ist für die Aufarbeitung unserer Geschichte auch die klare Benennung von Schuld notwendig, wie es Günter Balders in seiner Veröffentlichung zu den Hintergründen der Präsidentenwahl 1969 und Andrea Strübind in ihrer Veröffentlichung über die Zusammenarbeit des Pastors Herbert Kautz mit der Staatssicherheit der DDR getan haben.<sup>7</sup>

Gott vergibt, aber nie im Sinne von »Schwamm drüber«, sondern immer im Sinne von »reden wir darüber«. Jesus hat all unsere Schuld ans Kreuz getragen. Aber gerade sein furchtbarer Tod ist ja ein Zeichen dafür, daß es bei Gott *kein* »Schwamm drüber« gibt, sondern daß er unsere Schuld todernst nimmt. »Wenn wir aber unsere Schuld bekennen, so ist er treu und gerecht, daß er uns die Sünden vergibt und reinigt uns von

<sup>6</sup> Folgendes in Anlehnung an eine Meditation von D. Mendt, a.a.O.

<sup>7</sup> Vgl. G. Balders, Die Präsidentenwahl 1969 – Ein Kapitel für sich, in: Erlebt in der DDR. Berichte aus dem Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden, hg. von U. Materne / G. Balders in Zusammenarbeit mit R. Assmann, B. Kühnl und M. Sult, 87-109; Strübind, Kennwort, 164-201.

aller Ungerechtigkeit.« (1Joh 1,9) Das ist Evangelium, aber kein billiges Evangelium, sondern eines, das zu Reue und Buße einlädt.

Wer allerdings meint, einen Schuldigen zu Reue und Buße bewegen zu können, indem er die Schuld an die Öffentlichkeit zerrt, irrt. Er setzt ihn nur unter Druck, und das ist die schlechteste aller Voraussetzungen zur *ehrlichen* Reue. Natürlich ist abzusehen, daß beileibe nicht alle Schuld aufgedeckt werden wird – auch in unserer baptistischen Geschichte nicht – aus den verschiedensten Gründen: Akten sind weg, Selbstoffenbarung wird verweigert, Schuld ist nicht nachzuweisen und die Überführung gelingt längst nicht immer so beweiskräftig und unwiderlegbar wie bei der Ehebrecherin.

Trotzdem: Schuld wird von Jesus anerkannt. Jesus geht es darum, daß Ehebruch nicht mehr vorkommt, weder bei dieser Frau, noch überhaupt. Niemand kann Jesus nachsagen, für ihn bedeute Ehebruch weiter gar nichts! Deshalb sollten wir bei der Aufarbeitung unserer Geschichte Schuld ebenfalls klar beim Namen nennen, eben damit sie nicht nochmal vorkommt.

### 3.2. *Die Ankläger brauchen ein waches Gewissen!*

Aber Jesus behandelt den Fall der Ehebrecherin seelsorgerlich. Jesus gelingt es, das Gewissen der Ankläger anzusprechen und wachzurütteln. Insofern kommen bei der Auslegung dieser Geschichte die anklagenden Pharisäer und Schriftgelehrten meist zu schlecht weg. Sie hören auf das, was Jesus sagt! Und es wird ihnen dabei klar, wer sie selbst sind! Und *deshalb* wagen sie es nicht, die Frau mit der Unbekümmertheit zu verurteilen – und das heißt, zu töten – mit der sie sie gebracht haben.

Haben alle Ankläger solch ein Gewissen? Vor allem die westdeutsche Presse hat oft weniger Skrupel als die Pharisäer damals, denn heute wird oft gnadenlos mit Worten gesteinigt. Aber auch wir müssen uns fragen lassen: Haben wir ein Gewissen, wenn wir in den Chor der Beurteiler und Verurteiler einstimmen? Da verurteilen oft Menschen, die wahrscheinlich nie in einer gleichen oder auch nur annähernd ähnlichen Situation gelebt haben wie wir Bürger der DDR. Sie haben, wie z.B. viele Presseberichte über Manfred Stolpe zeigen, sich nie den zermürbenden Überlegungen aussetzen müssen, die es kostete, wenn es darum ging, einzelnen Menschen zu helfen. Da verurteilen Reporter und Redakteure, die ihr Urteil auf Material stützen, das rein subjektiv ist. Wenn es um Sensationen geht, hat die Presse mit den Stasiakten vielleicht gute Karten, aber oft schlechte Motive. Da verurteilen oft Menschen, die nicht wie die Ankläger in unserer biblischen Geschichte selber Zeuge der Tat gewesen sind. Sie haben oft keine echten Beweise, sondern setzen nur einen Verdacht in die Öffentlichkeit, und die Verurteilungsmaschine beginnt zu rollen.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer haben damals – Gott sei Dank! – nicht vergessen, wer sie sind und wozu sie selber fähig sind oder fähig

wären, wenn sie in die gleiche Lage kämen. An dieser Stelle sollten wir ruhig ein wenig »pharisäischer« sein. Wir sollten uns die Frage ernsthaft zumuten, ob wir in ähnlichen Situationen immer mutiger, ehrlicher, verlässlicher und glaubwürdiger waren und sein werden als die, über die wir uns ein Urteil anmaßen.

### 3.3. Vergebung enthält immer ein Risiko!

Jesus verlangt von der Ehebrecherin keine Wiedergutmachung – wie sollte das auch gehen? Er verlangt aber nicht einmal Reue und die Erzählung sagt uns nicht, warum. Wir wissen, wie oft Jesus zur Buße und Umkehr gerufen hat. Hier läßt er es bei der Mahnung bewenden. Allerdings weist seine Mahnung eindeutig auf die Schuld hin: »sündige hinfort nicht mehr«. Ehebruch, das darf, das soll dieser Frau in Zukunft nicht mehr passieren!

Stasi, das darf, das soll nie wieder passieren in unserer deutschen Geschichte. Das ist uns allen klar. Aber die bisherige Erfahrung zeigt, daß wir weder auf Selbstoffenbarung noch auf die Umkehr aller schuldig Gewordenen hoffen können. Wir erreichen sie nicht. Und wenn wir sie erreichen, ist noch lange nicht gesagt, daß wir auch ihr Herz erreichen.

Letztlich wird aber Gott uns alle einmal erreichen. Richten steht uns deshalb nicht zu, es bleibt ihm vorbehalten. Wir können nur so viel beitragen, daß wir die eigene Schuld offenbaren, ohne Angst und beispielhaft. Denn ein solches Zeugnis der Christen und hoffentlich vieler anderer für den Umgang mit Schuld ist heute nötiger als je zuvor.

Mit seinen Worten an die Ehebrecherin geht Jesus bewußt ein Risiko ein: »Geh hin und sündige nicht mehr.« Wer steht dafür ein, daß die Frau nicht sofort zu ihrem Zuhälter zurückkehrt und weiter ihren Geschäften nachgeht? Und aus dem Munde der Frau hören wir kein Wort der Reue oder Einsicht. »Niemand« ist das einzige, was sie sagt. Ja, es könnte sogar sein, daß ein kleiner Triumph in ihrer Stimme mitschwingt, daß sie so billig davongekommen ist. Wir wissen es nicht, es gibt keine Tonbandaufzeichnung. Es gibt eben nur diese unglaublich großherzige Reaktion Jesu! Grenzt das nicht schon an Leichtsinn? Aber gerade diesen Leichtsinn der Vergebungsbereitschaft Jesu werden wir brauchen. Denn viele werden unerkannt bleiben, mit denen wir in Zukunft auch leben müssen. Und einige werden überführt werden, ohne Besserung erkennen zu lassen. Und sie alle werden es uns vielleicht innerlich schwer machen. Deshalb brauchen wir auch für das schuldhafte Versagen in unserer Geschichte diese großherzige Reaktion Jesu. Seine Liebe gibt allen eine Chance zum Neuanfang. Deshalb dürfen wir sie keinem verwehren. Gebe es Gott, daß wir mit unserem Gewissen nicht hinter den Schriftgelehrten und Pharisäern zurückbleiben und erkennen, daß auch wir schuldig geworden sind und daß wir dieser Liebe Jesu auch unser Leben zu verdanken haben. Allein das wird uns barmherzig machen.